

Der Schrei

Heute war so ein Tag, an dem die Sonne erst abends aufgeht, und sich selbst dann nicht richtig aus sich heraus traut. Ich habe den ganzen Tag zu Hause verbracht, damit beschäftigt, auf meine Seele zu starren. Ich glaubte schon die Sonne sei längst erloschen und man hätte es bloß noch nicht bemerkt. Vielleicht hatte die Erde auch aufgehört, sich zu drehen. Ewige Dämmerung würde von jetzt an herrschen.

Nun beginnt die blaue Stunde. Die Zeitspanne nach Sonnenuntergang, in der der Himmel blau zu leuchten scheint. Vielleicht kann er sich nur noch nicht richtig entschließen, ob er nun schwarz werden soll und zögert noch.

Ich stehe am Fenster, wie schon so oft, und schaue auf die Straße hinaus.

Seltsam. Diese Straßenlaterne da links von meinem Fenster habe ich bisher noch nie bemerkt. Eben, beim Hinaus schauen, blitzt es in meinem linken Augenwinkel auf und ich sehe sie das erste Mal. Trübe beginnt sie zu flackern, als wehre sie sich dagegen, ihre Arbeit aufzunehmen. Dann wird ihr Leuchten konstanter und die anfänglich violette Färbung verschwindet, um einem endgültig scheinenden neonweiß Platz zu machen.

Wenn ich die Schreibtischlampe ausschalte, wird mein Zimmer ganz schwach vom Laternenlicht erhellt. Es reicht, um Konturen zu erkennen; genug für mich jedenfalls. Ich könnte auch blind durch mein Zimmer gehen, ohne irgendwo anzustoßen, so genau kenne ich den Platz eines jeden Möbelstücks. Dort der Tisch, vor ihm der alte Sessel, den ich einmal einer alten Dame abgeschwatzt habe; ihm gegenüber die Gasheizung, dazwischen die Tür zum Flur und zu meiner winzigen Kochnische und links neben mir mein Bett, das viel zu groß ist für jemand, der, wie ich, alleine wohnt.

Mit geschlossenen Augen könnte ich meinen Weg finden. Wer weiß, vielleicht habe ich das oft schon getan in der Nacht, wenn ich meine, nicht schlafen zu können und in Wirklichkeit schlafwandelnd ruhelos auf und ab gehe, um morgens seltsam unausgeschlafen zu erwachen. Vielleicht gehe ich dann im Traum mit ihr spazieren; in einem Traum, an den mich tagsüber, außer einem bittersüßen Gefühl, nichts mehr erinnert.

Ganz sicher schlafwandle ich dagegen nicht bei dem einen Traum, der immer wiederkehrt. Denn dann erwache ich mit einem erstickten Schrei in der Kehle und sitze senkrecht im Bett, zitternd, das Herz im Hals und starre die Umrisse des Regals an, langsam realisierend, dass es wieder nur dieser Traum war, dieser eine Traum, der mich wohl nie verlassen wird.

Dabei hatte ich keine Schuld. Der Lastwagen, der von der rechten Seite kam, hatte mir eindeutig die Vorfahrt genommen. Hätte ich es wissen können? Hätte ich nicht sehen müssen, dass er nichts sah? Hätte mich nicht etwas an seinem Anblick warnen müssen? Der angriffsbereite hohe Kühler vielleicht, oder das Funkeln der die Straßenbeleuchtung reflektierenden Windschutzscheibe weit über der Straße.

Ich hatte weggesehen und bin angefahren. Gewohnt, unbestimmte Zeichen zu ignorieren, hatte ich mich auf mein Recht verlassen und daran geglaubt bis zu dem Augenblick, in dem ich es immer lauter brüllen und schließlich splintern hörte. Keine Zeit zu erschrecken oder wusste mein Unterbewusstsein längst, was passieren würde? Hatte es sich nicht durch den kühlen Wind einschläfern lassen, der durch das offene Verdeck über unsere Stirnen strich? Hatte ich die Zeichen, die Ahnung nur dorthin verdrängt?

Knirschend, wie ein gefräßiges Tier mahlend, grub sich die Front des Lastwagens in die Flanke unseres Autos.

Dann, als letztes, der Schrei. Der Schrei, der nicht enden wollte, weil ich gleich darauf das Bewusstsein verlor und ihn drei Monate im Koma liegend, in meinem Kopf hallen hörte, um am Ende mit ihm auf den Lippen zu erwachen, und um genau zu wissen, dass es ein Todesschrei war.

In der Erinnerung quälen mich immer wieder die Gesichter ihrer Eltern, verzweifelt schwankend zwischen Anklage und Mitleid. Es war schwer zu ertragen, für beide Seiten. Ich habe sie seitdem nicht mehr gesehen. Drei Jahre ist es jetzt her, doch der Traum verlässt mich nicht.

Ich habe inzwischen das Fenster aufgemacht und lehne mich hinaus. Es ist warm, erstaunlich warm für diese Zeit. Mir ist es auf einmal zu eng geworden, als schnüre mir jemand die Luft ab. Gespannt schaue ich nach unten auf die Straße, links neben mir auf gleicher Höhe wie ich: "meine" Straßenlaterne.

Ich atme tief ein. Der allabendliche Stau hat sich längst aufgelöst, und die Luft, die sonst zu einem guten Teil aus Abgasen besteht, scheint fast frisch zu sein.

Dann irritiert mich etwas. Das Licht beginnt zu flackern. Unmerklich fast, aber gerade noch wahrzunehmen.

Ich starre wie gebannt auf die Laterne. In der Ferne höre ich ein Auto. Da! Sie hat wieder geflackert, diesmal deutlicher. Ich bin mir ganz sicher. Es sah fast so aus, als wolle sie mir Morsezeichen geben.

Aber dann schüttelte ich ärgerlich den Kopf über mich selbst. Seit damals sehe ich in allem versteckte Zeichen, scheinbar aus Angst wieder welche zu übersehen. Ich will mich schon abwenden und das Fenster schließen. Wahrscheinlich ist dieses blöde Ding einfach nur kaputt, und ich bin ein verschrobener, seltsamer und einsamer Mensch, dass ich unbelebten Dingen magische Fähigkeiten andichte. Dann aber zögere ich, aus mir selbst unverständlichen Gründen.

Das Brummen wird lauter. Ich merke, dass sich zwei Autos der Kreuzung nähern, die ich im Blickfeld habe. Dann sehe ich hinter der Straßenlaterne, noch weit entfernt, zwei Lichter, die zitternd näher kommen. Das stärkere Geräusch kommt jedoch von der anderen Seite und diese Schwingung ist erheblich tiefer.

Ich wende den Kopf und sehe, dass aus dieser Richtung ein Lastwagen heran prescht. Ein seltsames Gefühl beschleicht mich. Ich stehe dort, den Nacken verkrampft und die Hände an das Fensterbrett gekrallt.

Dann sehe ich ihn deutlicher. Ein hoher Kühler und darüber die eisig funkelnde Windschutzscheibe, die alles hinter ihr schwarz erscheinen lässt.

Ich begreife mit der Wucht eines Faustschlages, was geschehen wird, geschehen muss. Unter mir fährt gerade das Auto vorbei.

Eine eiskalte Hand knüllt meinen Magen zusammen, versucht ihn herauszureißen und will ihn wegwerfen. Dann geht alles sehr schnell, auch wenn mir dieser Augenblick für immer als Zeitlupenaufnahme tief ins Gedächtnis eingebrannt bleiben wird.

Ich weiß, dass die beiden Fahrzeuge zusammenprallen werden. Ich weiß es, woher auch immer. Es wird geschehen. Es wird wieder geschehen, weil ich hier stehe. Es wird für mich ein weiteres Mal geschehen, aber dieses Mal wird es kein Traum sein.

Ich bin wie gelähmt und fühle mich hilflos und ausgeliefert. Aber dann mache das einzige, was mir in dieser Situation noch bleibt: Ich schreie.

Ich stoße den Schrei aus, der mir seit Jahren in den Ohren klingt, und in ihm liegt die gesamte Spannung, die sich in dieser Zeit unaufhörlich angesammelt hat.

Ich höre es schrill quietschen, dann schließe ich die Augen. Ich habe das sichere Gefühl, nicht alleine zu schreien.

Die Reifen jaulen in den höchsten Tönen, während sie gewaltsam über den trockenen Asphalt gerieben werden. Gequält verwandeln sie die Wucht der Bewegung in Wärme. Dennoch treibt der Wagen unaufhaltsam weiter auf die Kreuzung zu. Ich kann die weit aufgerissenen Augen der Insassen vor mir sehen. Ich weiß genau, was sie jetzt fühlen. In einem einzigen Augenblick erlebe ich alles noch einmal; das Entsetzen in diesem Moment, in dem man weiß, was geschehen wird und trotzdem nichts mehr dagegen tun kann, weil die Reaktion den entscheidenden Bruchteil einer Sekunde langsamer ist als das Begreifen.

Das Quietschen der Reifen hält unerträglich lange an, während ich völlig ausgepumpt das Echo meines Schreis hallen höre. Dann verstummen die Reifen plötzlich. Das tiefe Brummen des Lastwagens wechselt die Tonlage, dann es wird leiser. Der erwartete Knall bleibt aus.

Ich öffne vorsichtig die Augen. Unten steht das Cabrio noch vor der Kreuzung an der Stelle, an der der Bremsweg endete. Wie knapp es war, lässt sich im Nachhinein nur schwer abschätzen. Der Lastwagen verschwindet über die Brücke; er hat nicht einmal angehalten, er wird niemals anhalten.

Leise höre ich ein Schluchzen zu mir hinauf dringen, und ich sehe, wie sich der Fahrer zu seiner Begleiterin hinüberbeugt. Dabei sieht er sich kurz um. Es scheint fast, als habe er meinen Schrei gehört.

Vielleicht hat er das wirklich, vielleicht hat er ihn irritiert. Vielleicht hat er dazu geführt, dass sein rechter Fuß das Gaspedal eine Winzigkeit weniger durchdrückte und so schneller auf die Bremse wechseln konnte. Vielleicht habe ich ihnen das Leben gerettet, vielleicht...

Er sieht mich nicht, denn mein Fenster ist unbeleuchtet und im Gegenlicht der Straßenlaternen kann er mein Gesicht nicht von den Vorhängen unterscheiden.

Ich schaue zu meiner Laterne, aber sie flackert nicht mehr. Ich atme tief ein und aus und schließe dann behutsam das Fenster. Während unten der Wagen langsam wieder anfährt, und sich entfernt, weiß ich, dass ich den Traum nie wieder träumen werde.